



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Studententhum der Gegenwart.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

MUSEUM

Das Studententhum der Gegenwart.

Dreierlei Studenten. — Einst und jetzt. — Der Duellzwang. — Comment und Verbindungen. — Die Burschenschaften und das Volkstheben. — Die Corps. — 1830—1840. — Was Noth thut.

Der alte Arndt theilt die Studenten irgendwo in flotte, obscure und ritterliche ein, indem er in den letztern sein Ideal des wahrhaften deutschen Studenten, des Studenten wie er sein soll, zeichnet. Nehmen wir von seiner Schilderung des „Ritterlichen“ Das hinweg, was nur einzelnen bevorzugten, wenigstens in Arndt's Sinne bevorzugten, Naturen, und nicht einer ganzen Klasse zukommen kann, so bleibt Das zurück, was die Studenten selbst den „forschen“ Studenten nennen. Daß aber die Arndt'sche Eintheilung insofern, als sie keine bloßen Charakterunterschiede angibt, die sich unter allen Verhältnissen wiederholen, sondern diese Unterschiede innerhalb eines eigenthümlichen Lebens und grade durch diese Eigenthümlichkeit zu ihrer äußersten Schärfe ausgeprägt bezeichnet, für die Gegenwart ihre Geltung verloren hat, wird Jeder, der das jetzige Studentenwesen kennt, eingestehen. Der flotte Student, mit seiner stereotypen Lustigkeit, seiner leichtsinnigen Haltung und Kleidung, seiner beständigen Aufgelegtheit zu witzigen oder unwitzigen Streichen, stirbt allmählig aus und die einzelnen Exemplare, die noch vorkommen, bilden eine Anomalie unter ihrer Umgebung; ebenso selten wird der forsche Student mit der energischen Bestimmtheit seines Auftretens, dem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, der outrirten Männlichkeit und steten Bereitschaft, mit Wort und Klinge einzutreten. Solche Figuren konnten nur in einem Studententhum gedeihen, das auf seine Besonderung stolz, den Gegensatz gegen das außerstudentische Leben mit Bewußtsein und Vorliebe hervorhob, seine Freiheit einerseits in dem ungebundenen Heraustreten der Persönlichkeit, andererseits in den festen Lebensformen und Normen, die es nach

Grenzboten, IV, 1846.

außen abschlossen und in die es eine weit über ihren eigentlichen Gehalt hinausreichende, phantastisch aufgetriebene Bedeutung hineinlegte, fand, und auf die „Philister“ mit ihrer egoistischen Nengstlichkeit und ihrem prosaischen Lebensinhalt in ungeheuchelter Verachtung herabsah. Diese burschikosen Zeiten sind offenbar vorüber, das Bürgerthum hat sich zu einer ungewöhnlichen Bedeutung und Geltung entwickelt, und wie der Ständeunterschied sich überhaupt immer entschiedener ausgleicht, so verliert auch das Studentenleben seine absonderlichen und absondernden Formen. Die Studenten unterscheiden sich immer weniger von andern gebildeten Leuten ihres Alters, die ihrerseits Manches, was sonst dem Studentenleben eigenthümlich war, angenommen haben, und diese Ausgleichung, die sich ohne alles Zuthun von selbst macht, und selbst diejenigen unter den Studenten, die das alte Studentenwesen festhalten möchten, ergreift, wird von einer nicht schwachen studentischen Partei ausdrücklich als Ziel hingestellt und verfolgt. Die alten, übermüthig leichtsinnigen und burschikos stolzen Lieder klingen wie aus einer andern Zeit herein und haben nur noch einen historischen Sinn; die ererbten feierlichen Ceremonien stechen, wie mit ihrer Gravität und ihrem Pathos, so mit ihrer in's Kleinliche gehenden Förmlichkeit gegen die bestehende Sitte und Geselligkeit sonderbar ab. Die Abnahme des Duells, das als feststehende studentische Sitte die Studenten nach außen und innen zusammenhielt, sie als einen außer den gemeinen Rechtsverhältnissen stehenden Stand charakterisirte und ihrem Leben ein mannichfach spannendes, in doppeltem Sinne Persönlichkeiten entwickelndes Interesse lieb, macht reißende Fortschritte, und die Antiduellisten, die noch vor kurzer Zeit nur vereinzelt und zufällig an den Tag kamen und die Paria's des Studentenlebens waren, treten jetzt, zum Theil vereinigt, feck und offen auf. Selbst von den Duellfreunden, mögen sie im Duell eine persönliche Befriedigung suchen und finden oder dasselbe wenigstens so lange, als das Studentenleben noch kein durchaus öffentliches und durch sich selbst rechtlich geordnetes ist, für eine Nothwendigkeit halten, sind sehr Viele gegen den Duellzwang und wollen das Duell dem freien Uebereinkommen und der auf dieses drängenden öffentlichen Meinung, die sie dem Duelle im Allgemeinen noch günstig voraussetzen, überlassen. Daß aber mit dem Aufhören des Duellzwangs das Duell seine studentische Bedeutung verliert, oder aus dem Studentenleben als solchem, für das es ein wichtiges Ferment war, hinausgeschoben wird, ist durch sich klar. Auch gegen ihre rechtlich begründete Absonderung, ihre sogenannten Privilegien, die dem gegenwärtigen studentischen Bewußtsein

keine mehr sind und zugleich auf der andern Seite Beschränkungen einschließen, von denen die Bevorzugungen, die in den Augen der Studenten allmählig ihren Werth verloren haben, weit aufgewogen werden, streben die Studenten hier und da an. Die Aeltern, die das frühere Studentenleben durchgemacht haben, schütteln bei diesen Erscheinungen zum Theil mißvergnügt das einst in Farbenstreifen prangende Haupt und klagen, daß es so anders geworden in dieser neuen Zeit und daß dem Studentenleben die Poesie verloren gegangen sei. Allerdings hatte das alte Studentenleben etwas Poetisches, wie jedes Leben, das sich aus einem eigenthümlichen Geiste entwickelt und feste Gestalt gewinnt, das die Persönlichkeiten rein und scharf hervortreten läßt und über die Noth und Arbeit der Existenz hinausgestellt ist. Diese Bedingungen einer poetischen, das heißt frei und eigenthümlich aus sich entfalteten, nicht mühsam aus roher Massenhaftigkeit herausgearbeiteten und durch rein materielle Bedürfnisse auseinander und niedergehaltenen Lebensgestaltung sind für das Studentenleben bleibende, so lange wir wirkliche Universitäten haben, und es trägt daher auch als ein aufgelöstes und auseinandergehendes fortwährend die Möglichkeit in sich, sich zusammenzufassen und eigenthümlich auszuprägen. Die Poesie aber des für uns alten, seinem Wesen nach im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ausgebildeten Studentenlebens insbesondere, lag vorzugsweise in dem Gegensatz des kecken und unbesorgten Genusses, der maßlosen Befriedigung und der abgemessenen, strengen Formen, durch welche die Befriedigung scheinbar gebunden war, in der phantastischen Willkür, mit der man sich innerhalb enger, zum Theil mit derselben Willkür gezogener Grenzen bewegte und in der Bedeutung, die man in Formen und Aeußerlichkeiten, die an sich nichtig waren, hineinlegte. Es war eine Poesie des Scheines, deren bunter Schimmer viel Gemeinheit, Rohheit und Selbstsucht überdeckte und verbarg. Ebenso war die vielgepriesene akademische Freiheit eine unwahre; sie war Freiheit nur im Gegensatz gegen das Volksleben, dem die Bürokratie jede Selbstbewegung und Selbstgestaltung entzogen und das sie auf das baare Brod- und Familieninteresse zurückgedrängt hatte, ferner im Gegensatz gegen die pedantische Schulzucht, die noch den zum Selbstgefühl erwachten Jüngling in peinlichen Fesseln hält; endlich in dem durch die studentische Sitte geheiligten Kriegszustande gegen die Universitätsverwaltung und Polizei. Es war eine Freiheit der Willkür innerhalb eines eng genug begrenzten Gebietes, einer Willkür, die, weil sie nicht in die Weite gehen konnte, dadurch gewissermaßen intensiver wurde, mit

phantastischer Erfindsamkeit den Raum, den ihr das Gesetz ließ, ausbeutete oder es umging und in erlaubten Genüssen sich bis zur Unmäßigkeit erschöpfte. Weil diese Freiheit ihre Existenz und ihr Bewußtsein nur an der äußerlichen Schranke hatte, die sie umschloß und an die sie, eben um sich zu fühlen, anzustoßen liebte, so setzte sie den Gegensatz, durch den sie war, in sich selbst hinein, und wir sehen das sonderbarste Schauspiel, daß die Unmäßigkeit, die Lust an Reibung und Kampf, die an sich willkürliche Befriedigung der Persönlichkeit an pedantische Förmlichkeiten, über die mit dem größten Ernste gewacht wird, gebunden ist. Die wilden und zügellosen Burche haben eine scheue Ehrfurcht vor dem Comment, der wie eine unsichtbare Gottheit über ihrem Verkehre waltet, an deren Macht zu zweifeln Kezerei ist und der man bei unwillkürlicher Verletzung Abbitte thun muß. Die Kenntniß des Comments und die Waffenfertigkeit brachte eine Aristokratie, gleichsam eine Kaste von Priestern und Kriegeren, in das Studentenleben selbst hinein, und diese Aristokratie war leider durchschnittlich nur eine Fortsetzung der durch die bürgerlichen Verhältnisse und die Vermögensunterschiede gegebenen, so daß auch die Geltung der Persönlichkeit, durch sich selbst der Stolz des studentischen Lebens, zur Lüge wurde. Die verschiedenen Verbindungen, die zuerst die Provinzen, aus denen die Studiosen kamen, vertraten und fortsetzten, später auf der Anziehung und dem Zusammenschluß verwandter Persönlichkeiten beruhten, und die von den Behörden nicht vernichtet werden konnten, weil statt eines abgehauenen Kopfes immer zwei neue hervorstachen und die äußere Blüthe der Universitäten geschont werden mußte, was die Consequenz des bürokratischen Geistes, der sich auch der Universitäten bemächtigt hatte, lähmte, diese Verbindungen hatten trotz der geheimnißvollen und feierlichen Formen, wie sie besonders den Orden eigen waren, sich aber auch später zum Theil fortsetzen, keinen weitem Zweck und Inhalt als die Aufrechthaltung des bestehenden studentischen Lebens, die gemeinsame Beherrschung der Obscuren und die eifersüchtige Reibung unter sich selbst. Das Studentenleben war allerdings eine Form des damaligen Volkslebens, indem es einerseits die Zustände desselben treu wieder spiegelte und fortsetzte, andererseits im Gegensatz zu ihm die Entfremdung des Volks von sich selbst darstellte, aber beides, ohne es zu wissen und zu wollen. Es ließ allerdings einen Kampf gegen das Verwaltungswesen, das von obenher die Masse der Individuen als widerstandslosen Stoff zu ordnen und zu gestalten die Tendenz hatte, fast allein zur Erscheinung kommen, aber es wollte und

zeigte in diesem Kampfe doch nur die Selbstbefriedigung und Willkür der Persönlichkeit. Es war weit davon entfernt, das Volksleben geistig zu durchdringen, in sich zu verarbeiten und in freier und idealer Weise wieder darzustellen. Diese Aufgabe stellte sich erst die Burschenschaft, nachdem das Volk selbst zum Gefühl seiner Volksthümlichkeit und damit zur Tendenz der Selbstgestaltung wiedererwacht war. Die Burschenschaft hat die Aufgabe, die ihr vorschwebte, nicht gelöst, einestheils, weil ein solches Studentenleben, wie sie es wollte, ein wirkliches und freies Volksleben schon voraussetzt und durch dasselbe bedingt ist, andernteils, weil die Tendenz des Studentenlebens, sich im Gegensatz vom Volksleben zu besondern, in ihr fortlebte und sich so aussprach, daß sie in ihrer Auffassung der Volksthümlichkeit die Gegenwart ignorierte, und sich in ein aus der Vergangenheit und der geträumten Zukunft des Volkes zusammengesetztes Ideal hineinlebte. Somit gewann die Burschenschaft allerdings einen Inhalt, der über den reinstudentischen Interessen schwebte, aber dieser Inhalt war nur scheinbar das Volksleben und die Volksthümlichkeit, und da die Burschenschaft, eben weil sie den Geist des alten Studententhums noch nicht überwunden hatte, auch dessen Formen theilweise in sich hineinnehmen mußte, so blieb sie in einem beständigen Widerspruche dessen, was sie sein wollte, und dessen, was sie war, befangen, und die Poesie wie die Freiheit des Scheins, welche das frühere Studentenleben charakterisirten, wiederholten sich nur innerhalb eines höhern Gebietes und eines ideenreicheren Inhalts. Der falsche Idealismus der Burschenschaften rächte sich sogleich dadurch, daß sie das Studentenleben nicht wirklich bewältigen und umgestalten konnten, sondern nur eine Partei in demselben wurden, die eine solche grade wie die Corps eine aristokratische Stellung gegen die übrige Studentenschaft einnahm. Es war von vorne herein, wir wollen nicht sagen ein Fehler der Burschenschaften, aber eine in ihrer Einseitigkeit begründete Nothwendigkeit, daß sie in einer Verbindung ihr Ideal des Studentenlebens verwirklichen zu können meinten, wodurch sie zeigten, daß sie das Volksleben nicht als ein gegenwärtiges und allseitiges begriffen hatten und nicht zu der Unterscheidung der rechtlichen und sittlichen Gemeinschaft gelangt waren. Was die Corps anbetrifft, so bestanden sie im Gegensatz zur Burschenschaft und durch diesen Gegensatz fort und vertraten einerseits das alte Studententhum, andererseits die indifferente und realistische Gegenwart. Der Burschenschafter und der Corpsbursch in ihrem Nebeneinander sind neulich einmal mit Don Quirote und

Sancho Pansa verglichen worden, und diese Vergleichung enthält insofern etwas Richtiges, als die Corps trotz des realistischen Verstandes, den sie gegen die Burschenschaft geltend machten, um deren Ausschweifungen zu belächeln, sich doch mit dem naivsten Ernste in Formen und Vorstellungen bewegten, deren Sinn vollständig abhanden gekommen war, und sich nur in einzelnen Ausnahmen zur Ironie ihres eigenen Treibens erhoben. Freilich wollten sie nichts weniger als Schildknappen der Burschenschaft sein, und haben deren utopische Hoffnungen nie getheilt.

In ihrer Entwicklung ging die Burschenschaft von einem Extrem in das andere über. Nachdem sie lange das romantisch-liberale, aus den Freiheitskriegen erwachsene Pathos in sich gehegt und es theilweise in Sitten und Leben ausgeprägt hatte, zerbrach sie plötzlich, während sich die Julirevolution vorbereitete und ausbrach, den selbstgemachten Götzen der Volksthümlichkeit, bildete mit Fichte'scher Energie und Consequenz die Grundgedanken des Liberalismus durch, und wollte von ihnen aus das Volk bearbeiten und hinreißen. Die Germanen nahmen die Tendenz der Zeit nach zunächst formellen Selbstbestimmung des Volkes in sich auf, aber sie faßten dieselbe so abstract, daß sie glauben konnten, das Volk unmittelbar zu bestimmen und mit sich fortzuziehen. Indem sie eine politische Parteiverbindung wurden, stellten sie sich allerdings in die Gegenwart des Volkes hinein, aber in dem Aufgeben der idealistischen Abgeschlossenheit des Studententhums traten sie sogleich über den eigenthümlichen Lebenskreis desselben hinaus, und wollten auf das Volk einwirkend die Theorie unmittelbar zur Praxis umsetzen. Nachdem die germanischen Verbindungen, die fast alle geistbegabten und dabei leidenschaftlichen und energischen Persönlichkeiten des damaligen Studentenlebens an sich gezogen hatten, durch das Frankfurter Attentat bloßgestellt und durch die strengsten Maßregeln zersprengt waren, bedurfte es einiger Zeit, ehe sich unter dem Einfluß der alten gemüthlichen Arminen neue Burschenschaften zu bilden vermochten. Diese nahmen die frühern burschenschaftlichen Formen wieder auf, reflectirten über das Wesen der Burschenschaft und waren sich bewusst, nur eine Partei im Studentenleben zu sein und sein zu können, welches Bewußtsein jedoch für sie ein aristokratisches Behagen war. Sie glaubten ein Studentenleben darzustellen, wie es als ein allgemeines zwar wünschenswerth, aber nicht möglich sei, und wie dadurch ihr Selbstgefühl einen sentimentalcn Anflug erhielt, so gab der unvermeidliche Umstand, daß über das burschenschaftliche Pa-

thos hinausreichende und ihm fremdartige Bildungselemente in sie hineintraten, dem Ernste, mit dem sie sich in den alten Formen und Vorstellungen bewegten, eine ironische Beimischung. Seit 1840 begannen die Burschenschaften aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit und Genügsamkeit herauszutreten, indem sie zunächst die Aristokratien, die sich innerhalb ihrer gebildet hatten, brachen, den Kreis ihrer Interessen erweiterten und ihre Verfassung demokratischer einrichteten. Dadurch aber, daß ihre wissenschaftliche Beschäftigung mit den Volkszuständen allseitiger wurde und sie sich dem übrigen Studentenleben zu vermitteln suchten, mußten sie auf die Einseitigkeit ihrer Principien geführt werden, und der verschiedenartigen Auffassung derselben, wie der Bildung von Parteien Raum geben. Die Tendenz zur Trennung wurde dadurch, daß sie mit demokratischen Bewegungen unter den sogenannten Linken, welchen die Herrschaft der Verbindungen drückend wurde, zusammentrafen, Tendenz zur Auflösung.

Indem die Burschenschaften ihre Besonderung im Studentenleben aufgaben, kamen sie zu der Consequenz, daß das Studentenleben, weil es außer dem Volksleben keinen Inhalt habe, überhaupt als besonderes unberechtigt sei und im Volksleben auf- und untergehen müsse. Diese Consequenz ist jedenfalls eine einseitige, da das Volksleben nicht durch die bloße Indifferenz der Stände ein einiges wird, sondern dadurch, daß es sich in bestimmten Formen seines Daseins als ein einiges zusammenfaßt und darstellt. Die Universität hat als solche die Bestimmung, das gesammte Volksleben wissenschaftlich zu durchdringen und zu seiner Idee fortzuführen, und in dieser Bestimmung, die ihre Einheit ausmacht, liegt die andere, aus und in sich ein einiges und darum besondertes Leben darzustellen, das die Gegensätze des Volkslebens enthält, ohne daß sie als reell existirende auseinander gehalten wären, in dem also diese Gegensätze, weil möglichst unmittelbar aus der Idee heraus sich gestaltend, frei und lebendig, und nur durch das aus dem gemeinsamen Bewußtsein hervorgestellte Recht gehalten, zu Kampf und Vermittlung zusammentreffen. Vor Universitäten, wie die französischen, die nur im äußerlichen Complex von Fachschulen sind, und bei denen folgegemäß auch das Studentenleben auseinanderfällt und in dem großstädtischen Treiben verschwindet, möge uns unser gutes Geschick bewahren. Unsere Universitäten leiden allerdings nach allen Seiten an Halbheiten und Widersprüchen und sind nicht das, was sie sein können und sollen, aber die Hoffnung, daß sie es wer-

den, ist doch nicht aufzugeben, und die Studenten selbst können Hierzu nicht wenig beitragen.

Der Anblick des gegenwärtigen Unversitätslebens ist, wie man wohl gestehen muß, nicht eben erquicklich. Von oben her fehlt es nicht an Bestrebungen, die Unversitäten zu Schulen hinabzudrücken, die Lehrfreiheit zur Illusion zu machen und die Studenten zu vereinzeln und auseinanderzuhalten. Von unten mangelt die Grundlage eines freien Volkslebens und eines allseitigen Schulwesens, es mangelt insbesondere die Erziehung zur Freiheit. Professoren und Studenten stehen sich meistens noch fremd und ohne daß zwischen ihnen eine gegenseitige Anregung und Belebung — und auch die Professoren bedürfen einer solchen — stattfindet, gegenüber. Im Studentenleben sehen wir auf der einen Seite die Ruinen früherer Lebensgestaltungen, die von den Einflüssen der Zeit allmählig zerbröckelt werden, auf der andern eine Partei, die sich in einem Kampfe gegen Formen abmüht, die von selbst zerfallen werden, zwischen ihnen eine Masse völlig Indifferenter, die nur geselligen Genuß oder einsame Befriedigung suchen. Nur hier und da tauchen Bestrebungen auf, denen eine Zukunft zuzusprechen ist. Das Studentenleben bedarf vor allen Dingen eines festen Rechtsbodens, eines selbständigen und besondern Rechtes innerhalb des allgemein bürgerlichen, das als solches kein Privilegium ist, es bedarf ferner wahrhaft sittlicher Vereinigungen, welche verschiedene Richtungen und Aufgaben des Volkslebens in sich zur Klarheit und Wirklichkeit zu bringen suchen, und die Geltung der Persönlichkeit durch sich selbst möglich machen, und es bedarf allgemein bildender Institute, von denen wir nur als besonders wichtig gymnastische Anstalten erwähnen. Die Poesie und die Freiheit des Scheines mögen untergehen, an ihre Stelle die der Wahrheit und Schönheit treten!